

Sprache zwischen Heimat und Nationalismus

■ BARBARA COUDENHOVE KALERGI



Barbara Coudenhove Kalergi, Journalistin, u.a. ehemalige Osteuropa-Korrespondentin des ORF, und Buchautorin. Trägerin zahlreicher Auszeichnungen und Journalistenpreise.

Sprache ist zugleich etwas sehr Persönliches und etwas sehr Politisches. Die Muttersprache ist für die meisten Menschen ein integraler Teil der eigenen Identität. Man kann mir alles nehmen, aber nicht meine Muttersprache, sagen viele. In einer anderen Sprache, die man beherrscht, kann man sich über alles mögliche unterhalten, aber sagen, wie einem wirklich ums Herz ist, kann man nur in der eigenen. Nur in der Muttersprache kann jemand wirklich er selbst sein. Insofern ist Sprache auch Heimat. Das ist eine Tatsache, die heute, in einer Zeit der massenhaften Zuwanderung von Menschen mit anderer Muttersprache nach Europa, höchste Aktualität gewinnt.

Die Sprache ist aber auch Ausdruck der eigenen Kultur, der eigenen nationalen Zugehörigkeit. Sie grenzt die „Unsrigen“ von den „Fremden“ ab. Man kann Sprache auch als Waffe benutzen: Wer einem anderen verbietet, seine Muttersprache zu sprechen oder ihm eine andere Sprache zwangsweise aufnötigt, fügt ihm eine schwere Kränkung zu. Wir haben das in Europa in zahlreichen nationalen Kämpfen erlebt und erleben es mancherorts, etwa im Umgang mit Zuwanderern, auch heute noch.

National und demokratisch

Der Kampf um die eigene Sprache hat zwei Seiten, eine positive und eine negative. Wer heute von Nationalismus spricht, denkt meistens an dessen negative Seiten, aber wir sollten nicht vergessen, dass im 18. und 19. Jahrhundert der Begriff „Nation“ eng verknüpft war mit dem Begriff „Demokratie“. Der Nationalstaat ist ein relativ junges Phänomen, seine Entwicklung ging Hand in Hand mit der Herausbildung demokratischer Errungenschaften. Nation und Demokratie waren lange Zeit Zwillinge.

Speziell die Völker der Donaumonarchie, eines Vielvölkerstaats mit deutschsprachiger Übermacht, sehnten sich nach eigener Staatlichkeit. Ihre Besten kämpften dafür und sehr oft war dieser Kampf auch ein Kampf um die eigene Sprache, etwa bei den Tschechen, Slowaken und Kroaten. Später artete dieser Sprachnationalismus vielfach in Intoleranz und Chauvinismus, in Ausgrenzung, Hass und blutige Auseinandersetzungen aus. Auch heute noch ist vielerorts nicht entschieden, ob die fremde Sprache etwas Bedrohliches oder Bereicherndes ist.

Soll man die eigene Sprache möglichst rein von fremden Einflüssen halten, etwa von den vielen englischen Ausdrücken, die heute das Deutsche durchdringen? Oder gehört es zur Lebendigkeit einer Sprache, dass sie fremde Elemente aufnimmt und sich einverleibt? Sprachforscher haben herausgefunden, dass zurzeit die deutsche Sprache die am meisten durch fremde Einflüsse verballhornte ist, dicht gefolgt von der italienischen. Die reinste Sprache ist die französische, wo eine eigene Institution, die Academie Française, über deren Reinhaltung wacht. Auch ins Französische dringen freilich immer stärker englische Ausdrücke vor.

Sprachenhierarchie

Das führt zu der Frage, ob es so etwas wie eine Hierarchie der Sprachen gibt. Gibt es „bessere“ und „schlechtere“ Sprachen? Weltsprachen stehen Minderheitssprachen, „große“ Sprachen stehen „kleinen“ Sprachen gegenüber. Manchmal ändert sich diese Hierarchie auch. Im 20. Jahrhundert hat etwa das Englische das Französische als Universalsprache der Gebildeten verdrängt, in Osteuropa ist das Deutsche, früher die

Vortrag bei der KAVÖ-Sommertagung im Bildungshaus Tainach August 2007.

von den meisten verstandene lingua franca, ebenfalls dem Englischen gewichen.

Aber auch innerhalb vieler Länder spielt die Hierarchie der Sprachen auch heute noch eine Rolle. Die meisten Deutschschweizer können französisch, nicht alle Welschschweizer können deutsch. Noch krasser ist es in Belgien, wo die Wallonen ungerne flämisch, eine „kleine“ Sprache, lernen und die Flamen immer stärker auf dem Vorrang des Flämischen in ihrem Landesteil bestehen. Ähnlich ist es in der Ukraine, wo man im Osten russisch und im Westen ukrainisch spricht und die Frage, ob alle ukrainisch sprechen und lernen sollen, ein brisantes Politikum ist. In Spanien können Basken und Katalanen natürlich spanisch, aber sie wollen es nicht sprechen und verlangen immer stärker nach dem ausschließlichen Gebrauch ihrer „kleinen“ Sprachen in ihren Provinzen. Kulturelle Erneuerung, sagen die einen. Provinzialismus, sagen die anderen.

Ob diese „kleinen“ Sprachen zu fördern sind oder ob sie, im Gegenteil, eher ein Hindernis in der Verständigung bilden, ist überhaupt umstritten. Ist es ein Verlust, wenn Sprachen aussterben oder ein Fortschritt? Im 18. Jahrhundert wurde das Bretonische und das Okzitanische teils mit harter Hand unterdrückt und durch das Französische verdrängt. Das brachte den Nord- und Südfranzosen zwar den Anschluss an die französisch dominierte Weltkultur, beraubte sie aber nach Ansicht mancher ihrer Eigenarten. Heute erleben diese Sprachen wieder eine gewisse Renaissance. Ähnliches gilt für das Gälische in Irland oder das Rätoromanische in der Schweiz.

Vielsprachiges Europa

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass sprachliche Minderheiten seit jeher zur Geschichte und zur Wirklichkeit Europas gehören. Es gibt praktisch kaum einen Staat auf unserem Kontinent, in dem es keine solchen Minderheiten gibt, seien es „alte“, die seit jeher inmitten einer anderssprachigen Mehrheitsbevölkerung leben, seien es „neue“, die durch die Migrationsbewe-

gungen unserer Zeit entstanden sind. Diejenigen, die eine sprachliche Monokultur als den Normal- und Idealzustand ansehen, der möglichst wieder erreicht werden soll, gehen an der Realität vorbei. Dass in einem Land alle Bürger nur eine Sprache sprechen und eine einzige homogene Kultur haben, ist die Ausnahme, nicht die Regel. Sprachenvielfalt ist nicht nur ein Merkmal Europas, sondern auch der meisten europäischen Staaten.

Basken und Katalanen in Spanien, Flamen und Wallonen in Belgien, verschiedensprachige Ost- und Westukrainer haben wir schon erwähnt. Es gibt auch die deutschsprachigen Südtiroler und die französischsprachigen Aostataler in Italien, die Ukrainer in Polen, die große ungarischsprachige Minderheit im rumänischen Siebenbürgen, von den nach den blutigen Kämpfen verbliebenen sprachlichen Minderheiten in den exjugoslawischen Republiken nicht zu reden. Das Deutsche, ebenso wie Jiddisch jahrhundertlang eine wichtige Minderheitensprache in ganz Osteuropa, ist heute praktisch verschwunden. Hitler hat

■ Diejenigen, die eine sprachliche Monokultur als den Normalzustand ansehen, der möglichst wieder erreicht werden soll, gehen an der Realität vorbei.

Die Academie Française: Immer noch Wächterin über die Reinheit der französischen Sprache.



■ **Drei von sieben Bundespräsidenten der Zweiten Republik kommen aus ursprünglich tschechischen Familien.**

es geschafft, weite Teile Europas nicht nur „judenrein“, sondern auch „deutschenrein“ zu machen. In Österreich sind die Kärntner Slowenen und die Burgenländer Kroaten der Rest – viele sagen: der kostbare Rest – des einstigen österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates.

Mit diesen historischen Minderheiten haben sich die Staaten mittlerweile schlecht und recht arrangiert. Problematischer ist unser Umgang mit den großen sprachlichen Minderheiten, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten nach Europa zugewandert sind. Wir haben eine kleine Völkerwanderung erlebt, die immer noch im Gange ist. In Europa leben heute mittlerweile allein fünfzehn Millionen Muslime, die aus vielen Ländern kommen. In Deutschland und Österreich bilden die Zuwanderer aus der Türkei und ihre Nachkommen das Gros der muslimischen Bürger, in Frankreich die Migranten aus Nordafrika, in Großbritannien die Pakistanis, in den Niederlanden die Indonesier. Dazu kommen zahlreiche Flüchtlinge aus Afghanistan, aus Tschetschenien, aus Schwarzafrika. Der Zusammenbruch des Sowjetblocks und die Öffnung der Grenzen hat zusätzlich viele Osteuropäer nach Westeuropa gebracht.

Bis heute haben sich die Länder der Europäischen Union noch nicht auf einen einheitlichen Weg geeinigt, wie diese anderssprachigen Gruppen in ihren neuen Heimatländern zu integrieren sind. Jedes Land sucht seinen eigenen Weg. Fast überall hat die Massenzuwanderung Ressentiments ausgelöst und ausländerfeindliche Parteien und Bewegungen hervorgebracht, in einem Land stärker, im anderen schwächer. In Österreich sind diese Tendenzen relativ stark und werden, anders als in vielen anderen Ländern, von den demokratischen Mehrheitsparteien in beachtlichem Ausmaß geduldet. Andererseits funktioniert die praktische Integration hierzulande manchmal besser als anderswo und hat bisher kaum Gewaltexzesse erlebt.

Modelle der Integration

Für den Umgang mit anderssprachigen Minderheiten gibt es seit jeher im We-

sentlichen zwei Modelle: Assimilation und Autonomie. Assimilation heißt, dass eine zugewanderte Gruppe ihre eigene Kultur und ihre eigene Sprache „vergisst“ und sich in Sprache und Kultur völlig der Mehrheitsbevölkerung anpasst. Sie gewinnt dadurch im besten Fall Gleichberechtigung für den einzelnen Bürger, verliert aber ihre kollektive Identität und ihr Selbstbewusstsein als Gruppe. Autonomie belässt der jeweiligen Minderheit ein gewisses Maß an kultureller und manchmal auch politischer Eigenständigkeit, was zu größerer Zufriedenheit, aber gegebenenfalls auch zum Entstehen von Parallelgesellschaften führen kann. Im heutigen Europa wird mit beiden Modellen und vielen Mischformen experimentiert.

Ein gutes Beispiel für Assimilation aus der Vergangenheit ist das Schicksal der Tschechen in Österreich, insbesondere in Wien. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gab es eine Masseneinwanderung aus den böhmischen Ländern in die aufblühende Haupt- und Residenzstadt Wien, die damals die zweitgrößte tschechische Stadt nach Prag war. Die Zuwanderer bekamen ein Heimatrecht nur gegen das Versprechen, den „deutschen Charakter Wiens“ zu wahren. Der Gebrauch der tschechischen Sprache war verpönt, Eltern, die der zweiten Generation die Muttersprache erhalten wollten, mussten ihre Kinder heimlich in den Hinterzimmern von Wirtshäusern unterrichten lassen. „Wer sich nicht beugen will, muss eben gebrochen werden“, deklarierte der damalige Wiener Bürgermeister Karl Lueger. Das Resultat war eine Erfolgsgeschichte, freilich nicht ohne Schattenseiten. Die Wiener Tschechen schafften innerhalb von drei Generationen den Aufstieg vom „Ziegelböhm“ bis an die Spitze des Staates. Drei von sieben Bundespräsidenten der Zweiten Republik, Jonas Waldheim (die Familie hieß ursprünglich Watzlawik) und Klestil, kommen aus ursprünglich tschechischen Familien. Dieser Aufstieg wurde freilich mit der Aufgabe der eigenen Wurzeln bezahlt. Die psychologischen Folgen, darunter eine übertriebene Tschechenfeindschaft der zwangsgermanisierten Neu-Österreicher, sind bis heute nicht überwunden.

Den Weg der Assimilation versuchte auch das faschistische Italien mit der deutschsprachigen Minderheit in Südtirol zu gehen, mit wenig Erfolg. Das demokratische Italien wählte den Weg der Autonomie. Dieser hat sich bewährt. Viele ältere Südtiroler, im Faschismus aufgewachsen und zum italienischsprachigen Schulunterricht gezwungen, lernten nie korrekt italienisch, weil die Sprachverweigerung so etwas wie eine Ehrensache war. Man ging zum Deutschunterricht beim Pfarrer in die Sakristei. Die Folge war, dass viele ihr Leben lang weder ordentlich deutsch noch ordentlich italienisch schreiben konnten. Dagegen sind viele jüngere Südtiroler, aufgewachsen in der autonomen italienischen Provinz Südtirol, heute in beiden Sprachen und Kulturen mit Selbstverständlichkeit zuhause.

Auch im Umgang mit den neuen Migrantenpopulationen gehen verschiedene Staaten verschiedene Wege. In Frankreich galt bis vor kurzem die Regel, dass jeder in Frankreich geborene oder aus den einstigen französischen Kolonien zugewanderte Bürger ohne Rücksicht auf seine Hautfarbe gleichberechtigter Franzose, Teilhaber der republikanischen Werte und der französischen Sprache und Kultur ist. Die Methode bewährte sich nicht unbedingt, die Töchter der nordafrikanischen Zuwanderer beharrten auf ihren Kopftüchern, was im säkularen französischen Schulsystem verboten ist. Die Unruhen in den von Nordafrikanern bewohnten Pariser Vorstädten im Jahr 2006 haben zu einer breiten Debatte und der Suche nach neuen Wegen der Integration geführt. Dabei spielt die Sprache eine relativ geringe Rolle, da die meisten Immigranten aus Algerien und Marokko französisch sprechen.

Großbritannien mit seiner langen Erfahrung eines vielsprachigen Empires hat seinen Zuwanderern von Anfang an größere kulturelle Eigenständigkeit gewährt. Die Londoner Busfahrer mit Sikh-Turban waren und sind ein gewohnter Anblick. Auch hier gab es trotzdem Schwierigkeiten.

In Deutschland und Österreich mit seinen großen Zuwandereranteilen aus der Türkei spielt besonders die sprachliche

Integration eine Rolle. Ziemlich unbestritten ist, dass Zuwanderer deutsch können sollten. Ob sie dazu gezwungen werden sollen, bei Strafe der Streichung von Sozialgeldern, oder ob die Lernangebote vermehrt gehören, darüber gehen je nach politischer Ausrichtung die Meinungen auseinander. Die meisten Experten sagen: Wer freiwillig und gern eine fremde Sprache lernt, was die meisten Immigranten sowieso wollen, lernt sie besser als jemand, der dazu gezwungen und angehalten wird, seine eigene Kultur aufzugeben.

Ende der Einsprachigkeit

In jedem Fall gehört im Europa von heute Mehrsprachigkeit zunehmend zur selbstverständlichen Allgemeinbildung, für Einheimische ebenso wie für Zuwanderer. Ohne Englisch ist eine erfolgreiche Berufslaufbahn kaum mehr möglich. Immer mehr setzt sich bei den Jüngeren auch die Auffassung durch, dass die Beherrschung einer weiteren Fremdsprache, auch einer früher so genannten minderwertigen wie türkisch oder slowenisch, eine Zusatzqualifikation bedeutet und nicht einen Makel, wie das noch vor kurzem gängig war. Und es gibt auch mehr und mehr Menschen, die selbst eine Zeitlang im Ausland gelernt oder gearbeitet und dort ihrerseits die Erfahrung gemacht haben, einer sprachlichen Minderheit anzugehören. Wir haben uns längst daran gewöhnt, in den Straßenbahnen der Großstädte ein Stimmengewirr in allen möglichen fremden Sprachen zu hören und dabei nicht zu erschrecken. Die Zeit der Einsprachigkeit ist ein für allemal vorbei.

Und was ist mit der Muttersprache? Ist sie in Gefahr, zwischen all den fremden Sprachen zerrieben und beschädigt zu werden? Der deutsche Sprachexperte Dieter E. Zimmer, der die zunehmende Verwahrlosung der deutschen Sprache durch das überhand nehmende „Denglisch“ beklagt, rät allen besorgten Eltern, ihre Kinder von klein auf gut englisch lernen zu lassen. Damit sie wenigstens eine Sprache korrekt können und die Chance haben, dann auch ordentlich deutsch zu sprechen.

■ Die Zeit der Einsprachigkeit ist ein für allemal vorbei.